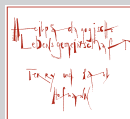


«**Eigentlich sind wir mehr als eine Familie**»

Von einer pädagogischen Lebensgemeinschaft berichten
Hanspeter Bundi (Text) und Jürg Ramseier (Bilder)



Lernen. In der hauseigenen «Besonderschule» werden Stärken und damit die Persönlichkeiten gefördert.



Im Frühling vergangenen Jahres kam Corina mit ihrem Kind und mit ihrer Geschichte zu Paul und Terry Hofmann. Die beiden hatten das Mädchen einige Wochen vorher zum ersten Mal gesehen.

Corinas Beistand, ein Sozialarbeiter aus G., hatte sie ihnen vorgestellt, und sie hatte teilnahmslos dagesessen und gesagt, sie wolle nirgendwo hin, nur ihre Familie könne ihr helfen. Im Arm hatte sie ihren Sohn und Halbbruder. Sie hielt ihn, als sei er ein Gegenstand, der ihr nicht gehört. «Ich will in meiner Familie bleiben», sagte Corina, doch der Beistand betonte, sie müsse unbedingt weg von ihrem Vater.

Corinas Vater ist gewalttätig und spielsüchtig. Er hat seine Tochter während Jahren missbraucht und ihr das Kind gemacht, den kleinen Ronald.

Bis zu Corinas Aufnahme gab es ein paar Steine aus dem Weg zu räumen. Budget. Platz. Zuständigkeiten. Nebensächlichkeiten angesichts der Probleme, die Corina hatte.

Paul und Terry sassen mit ihrer Grossfamilie in einem Feriendorf auf Kos beim Frühstück, als Corinas Beistand anrief und fragte, ob er Corina in zwei Tagen nach Bern bringen könne. Terry rief daheim an, organisierte den Einsatzplan der Betreuerinnen neu und liess sich die Ferien nicht durcheinanderbringen. Daheim nahm die Heilpädagogin mit den Behörden und der jungen Mutter Kontakt auf.

Eine Mitarbeiterin holte im Warenlager ein Bettchen und Kleider für den Kleinen. Zusammen hiessen sie die neuen Bewohner willkommen.

*

Unvorhergesehenes, Überraschungen sind in der Heilpädagogischen Lebensgemeinschaft der Alltag. «Wie schaffen Sie das nur?», wird Terry manchmal gefragt. «So viele Kinder. So viele Probleme. Und Sie lassen sich nicht aus der Ruhe bringen.» Die Leute sagen, dass sie das nie könnten. «Ihr Engagement ist bewundernswert», sagen sie. «Da gibt es nichts zu bewundern», gibt Terry zur Antwort. «Ich war unfähig, in einer Kleinfamilie zurechtzukommen. Ich konnte es einfach nicht.»

Als sie fünfundzwanzig war, hatte die junge Lehrerin einen Haushalt mit Mann und Kind, doch schon als Christine fünf Monate alt war, nahm Terry noch ein Kind bei sich auf, eines, das niemanden hatte und das niemand wollte, und später Roy, der schon acht Platzwechsel hinter sich hatte.

Später lernten Terry und Paul einander kennen, zogen zusammen, doch auch die neue Familie wurde bald einmal zu eng. Weitere Pflegekinder kamen dazu, Terry hörte auf, als Lehrerin zu arbeiten. 1989 reichte Paul ein erstes Subventionsgesuch ein. 1990 kündigte auch er seine Stelle. Sie arbeiteten jetzt ganz für die Lebensgemeinschaft, stellten Mitarbeiterinnen und eine Köchin ein, verpflichteten einen Buchhalter, sie kauften ein Haus, später eine Wohnung dazu, und heute ist die HPLG ein kantonal anerkanntes Kleinheim mit Leistungsauftrag, Budget, Stellenetat und fünftausend Pflegekinder.

*





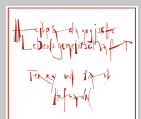
Ordnen. Wenn zehn Kinder gleichzeitig das Badezimmer benützen wollen, bleibt keine Zeit, eine Bürste zu suchen.

Da ist, einerseits, der innere Kreis, die offene Familie, die Grossfamilie oder wie immer man sagen will, ein Patchwork der komplizierteren Art mit Paul und Terry als Eltern, mit einem Kind aus ihrer eigenen und einem Kind aus Terrys erster Ehe, mit einem Adoptivsohn und acht Pflegekindern im Alter von zwei bis fünfzehn Jahren. Der weitere Kreis, andererseits, ist Wohnung und ein Stück Heimat für vier Mütter und ihre Kinder. Das Angebot geht auf das Jahr 1987 zurück. Damals kam eine schwangere junge Frau zur Grossfamilie. Sie war eben daran, einem generationenalten Familienkreislauf von Frühverwahrlosung, wechselnden Pflegeplätzen, Heimkarriere, Frühschwangerschaft einen weiteren Umlauf hinzuzufügen, doch ein Sozialarbeiter versuchte, den Kreis zu durchbrechen, und schickte die junge Frau zu

Hofmanns. Was als einmalige Krisenintervention gedacht war, wurde mit der Zeit zu einem festen Angebot, und in fünfzehn Jahren sind mehr als ein Dutzend Frauen durch das Mütterhaus der HPLG gegangen. Sie waren zu jung, um allein Mutter zu sein. Oder sie hatten Drogenprobleme. Oder sie waren geistig behindert, psychisch belastet, körperlich krank. Zwei, drei Jahre leben sie begleitet und betreut im Haus, das alle nur «die Fünfzehn» nennen.

*

Seit einem Jahr hat dort auch Corina ihr Zimmer. Es ist provisorisch eingerichtet und kahl, so,



als sei sie noch nicht richtig angekommen. Corina sitzt da, starrt vor sich hin, und wenn sie vom Missbrauch spricht, sagt sie «die Sache». Manchmal streicht sie dem kleinen Ronald übers Haar. Es ist eine kleine, selbstverständliche Geste, doch sie ist das Resultat mehrmonatiger Arbeit. Stunden- und tagelang haben Mitarbeiterinnen Corina gefilmt, beim Wickeln, beim Füttern, auf Spaziergängen. Terry hat die Videobänder visioniert, und sie hat viel von dem gesehen, was sie von andern Fällen her kennt. Die Mutter behandelt ihr Kind grob beim Wickeln, berührt es mit spitzen Fingern, sieht durch es hindurch, und wenn sie mit ihm spricht, tut sie es strafend oder drohend.

Terry sucht auf den Videobändern einen winzigen Funken Menschlichkeit. «In jedem Menschen ist irgendwo ein Funken Wärme», sagt sie. Bei Corina zeigt sich der erste beim Wickeln. Im Off bellt ein Hund. Ronald wendet den Kopf. «Hund», sagt Corina. «Das ist Hund.»

Terry spielt Corina die kleine Szene immer wieder vor und führt ihr den Moment vor Augen, wo sie ihr Kind wirklich wahrnimmt.

In späteren Aufnahmen sucht und findet sie neue Funken, spielt Corina auch diese Szenen vor, vergrößert sie, und mit der Zeit wird aus den Funken ein Glimmen und aus Corina eine Mutter.

Das Marte-Meo-Assessment ist für Hofmanns das wichtigste Instru-

ment für ihre Arbeit mit Müttern. «Stärken suchen und ausbauen», sagt Terry. Zwei, drei Jahre lang bereiten sie und ihre Mitarbeiterinnen die jungen Frauen mit Videoaufnahmen und Beobachtungen darauf vor, mit ihrem Kind zu leben.

Die einen, die meisten, nutzen das begleitete Wohnen als Starthilfe in ein mehr oder weniger normales Familienleben. Andere kommen zur Erkenntnis, dass sie es nicht schaffen, allein für ihr Kind zu sorgen. Sie hauen von einem Tag auf den andern ab, sie verabschieden sich Schritt für Schritt aus der Gemeinschaft, und ihre Kinder bleiben bei Terry und Paul zurück, in der Pflegefamilie, wo die Mütter sie besuchen, für Ferien abholen und wo sie, wenn vieles gut kommt, mithelfen, den Alltag zu gestalten.

*

Die Organisation der Heilpädagogischen Lebensgemeinschaft mit ihren beiden ineinander verschränkten Kreisen und die Tatsache, dass sie auf zwei starke Persönlichkeiten zugeschnitten ist, entsprechen nicht unbedingt den gängigen Betreuungskriterien und wecken beim einen oder anderen Fachmann Kritik. Die direkte Arbeit mit Kindern in der HPLG wird indes kaum kritisiert. Zwar gibt es zuweilen Schwierigkeiten: Eine Mutter sieht sich unter Druck gesetzt, eine perfekte Mutter zu sein, und bittet ihre Sozialarbeiterin weinend, sie möge sie anderswo platzieren. Ein Elternpaar klagt, man habe ihm sein Kind entfremdet. Eine junge Frau erzählt, sie könne sehr wohl für ihr Kind sorgen, aber man gebe es ihr nicht. Doch das sind Schwierigkeiten, wie sie überall vorkommen können, wo es um das Wohl von Kindern und ihren Eltern geht. Vor allem wenn jemand, wie Paul und Terry, unbedingt Partei für die Kinder nimmt.





Teilen. In einer Villa hätte jedes Kind sein eigenes Zimmer, aber die Lebensgemeinschaft hat keine solche Villa.

«Hofmanns sind zu absolut», meint eine Sozialarbeiterin. «Ich müsste fast jeden Tag Familien auseinander reissen, wenn es nur nach ihren Kriterien ginge.» Ein Vormund erinnert an das Unrecht, das den Kindern der Landstrasse und ihren Familien angetan wurde. Ein Jurist betont den gesetzlichen Schutz der Elternschaft.

Um Weihnachten herum erzählt Corina von der Angst, der Vater könnte mit ihrer kleinen Schwester das gleiche machen wie mit ihr. «Sie kann zu uns kommen», sagt Paul. Einen Tag lang telefoniert er sich von einer Amtsstelle zur andern, von einem Büro in ein nächstes, und von dazu einer nochmals anderen Amtsstelle.

Immer wieder schildert er, wie der Vater seine Tochter jahrelang missbrauchte, immer wieder fordert er, die kleine Antonia aus der Gefahrenzone herauszuholen, doch die Sozialarbeiter und die Justizbeamten winken ab. Da könnten sie nichts tun, sagen sie. Da gebe es Gesetze, Verordnungen, die einzuhalten seien. Sie sähen keine Chance, etwas zu erwirken. Es sei aber dringend, sagt Corina. Paul kämpft weiter. In der Kontroverse um Kindwohl und Familiengerechtigkeit verteidigen Hofmanns mit unbedingter Stimme die Sache des Kindes.

«Sieh dich um», sagt Paul. «Schau, wie überfordert und hilflos viele Eltern sind. Sie haben selber nie

familiäre Muster erlebt. Sie brauchen Zeit für ihre eigenen Defizite.» Diese Eltern brauchen mehr als ein Dreiviertelstunden-Gespräch pro Woche. Aber die Kinder können nicht warten. «Sie sind da», sagt Paul. «Sie brauchen die Geborgenheit jetzt.» Deshalb stellen Hofmanns in Haus Nummer 15 überforderten Müttern, manchmal auch Vätern, einen Schutzraum zur Verfügung, wo sie Elternschaft lernen können.

*

Aufbruch am Morgen, Durcheinander am Mittag, langsames Stillerwerden am Abend. Das Haus der Grossfamilie Hofmann in Bern hat den Rhythmus vieler Häuser, in denen Kinder leben, nur, dass hier alles intensiver ist. Im Garten stehen zehn Kindervelos, in der Garderobe sind zehn Helme und ein Dutzend Hockeyschläger, und da sind viele Mützen, Schultornister, Telefonanrufe und Anliegen.

«Nyffenegger? Ach ja . . . Corinas Anwalt.»

«Andreas! Besuch für dich!»

«Miriam, heute Nachmittag arbeitest du mit Frau Hegi.»

«Kann jemand vorbeikommen? Carmela geht es nicht gut.»

«Sebastian, häng dein Badezeug auf!»

«Noëmi, hast du ihr tatsächlich zwei Panadol und ein Ponstan gegeben?»

«Ach, Philipp, du weisst doch, dass wir immer da sind.»

Andreas hat Besuch von seiner Mutter, die regelmässig vorbeikommt, sich im Haus mit der Vertrautheit einer älteren Tochter bewegt und Andreas für eine Partie Minigolf abholt.

Miriam hat einen Intelligenzquotienten von 65 und geht nicht in eine Sonderschule, sondern in die «Besonderschule» mit Frau



den. Sie erzählen von Aussetzungen und von Misshandlungen, von Missbrauchten, die selber missbrauchen. Einige Geschichten handeln auch von Liebe oder von der verzweifeltten Suche danach, und alle handeln von Defiziten und davon, wie Leiden gelindert werden. Sie erzählen von Kindern und von Erwachsenen, die vom Leben geschüttelt sind, und von Versuchen, ihnen eine Basis zu bauen.

Mitten in den Kindern und den Schicksalen, im Gewirr von Fragen und Rufen, stehen nicht wie Türme, eher wie Inseln, Paul und Terry. Die Kinder sagen Mama und Papa zu ihnen und einige Mütter aus Nummer 15 ebenfalls. Paul und Terry sind die unbestrittenen Häupter der Lebensgemeinschaft. Häupter, nicht Manager oder Geschäftsleiterin oder Direktor. «An meinem früheren Arbeitsplatz waren wir Teammitglieder, und es hiess, ich hätte die gleichen Rechte wie alle andern. In Wirklichkeit war das nicht so, aber es gehörte zum Eigenbild des Teams», erzählt eine der Mitarbeiterinnen. In der Heilpädagogischen Lebensgemeinschaft hatte sie anfangs das Gefühl, nur Ausführende zu sein, denn es sind Terry und Paul, die erzieherische Leitplanken vorgeben. Erst nach einiger Zeit wurde ihr bewusst, wie viel Verantwortung und Mitspracherecht sie hat, wenn sie ihre Ideen einbringt.

die Mitarbeiterin und macht eine Notiz ins Logbuch: «Anfrage Sozialamt, ob man eine drogenabhängige Mutter mit Kind aufnehmen könne. Abgesagt.»

*

Nach Andreas, Sebastian und Philipp, nach Roy, Miriam, Susanna und Linus meinten Terry und Paul, es sei wohl Schluss mit Pflegekindern, aber dann kamen Sibylle und Nicole. Jetzt sei endgültig Schluss, sagen Paul und Terry, und sie wissen, dass nichts endgültig ist, denn es kann jederzeit geschehen, dass eine Mutter aus Haus Nummer 15 sich entschliesst, das Leben allein weiterzuleben und ihr Kind bei ihnen zu lassen. «Eine Familie?», wiederholt Paul die Frage nach dem Charakter ihrer Gemeinschaft. «Das mag für den inneren Kreis gelten. Aber eigentlich sind wir mehr als das.»

«Eigentlich sind wir eine Sippe», sagt er, und manchmal, wenn er langsam die Treppe hochsteigt, sieht er aus wie das Weissrückmännchen eines Gorillaclans. «In einer Sippe sucht man für jeden einen Platz. Für jeden gibt es eine Funktion, Aufgaben, eine Rolle», sagt er. Die Rollen können wechseln. Katharina, die nach langer Drogensucht via Platzspitz, Letten und Therapiestationen als Schwangere in die HPLG kam, wurde nach vielen Irrungen und Abstürzen zur «Hausmutter» im Mütterhaus und springt auch heute, nach ihrem Auszug, manchmal als Nothelferin ein und ersetzt Terry und Paul. Roy, der vor sechsundzwanzig Jahren als erster Pflegesohn zu Terry kam und über lange Jahre ein Sorgenkind war, arbeitet nach einer Schreinerlehre als Miterzieher in der HPLG und macht berufsbegleitend die Ausbildung zum Sozialpädagogen.



Das Telefon klingelt. «Nein, wir haben leider keinen Platz frei», sagt



Besprechen. Das Gute betonen, einmal, zehnmal, immer wieder. So findet es Nahrung zum Wachsen.

Einmal musste der fünfjährige Linus bei einem Psychologen seine Familie nachstellen. Er hatte eine ganze Schachtel mit Figürchen vor sich und stellte Paul und Terry auf, sich selber nahe zu ihnen hin, stellte sein leibliches Mami dazu, Miriam, Sibylle, Andreas und alle andern Geschwister, Roy und dessen Freundin, Paten, die leiblichen Eltern anderer Kinder, Betreuerinnen, Frauen aus dem Mütterhaus, Grosseltern, Väter, Stiefväter. Er holte Figürchen um Figürchen aus der Schachtel, zog die Kreise weiter und weiter, und am Schluss war die Schachtel leer, und die Sippe war immer noch nicht vollständig.

Sucht, Einsamkeit, Verzweiflung lappen von aussen in diese Sippe herein, gescheiterte Leben, faulige Träume. So viel soziales Elend, denkt man, müsste eine Düsternis bewirken. Das müsste sich in den Ecken festsetzen, denkt man. Das müsste man sehen und riechen können. Aber da sind keine grauen Wolken. Die beiden Häuser sind fröhlich und hell, schön eingerichtet. Es riecht nicht nach Sozialmief und Putzmitteln, sondern nach Familie, und es wird viel gelacht, auch mitten in allererstbeste Gespräche hinein. «Beim Lachen muss man in Übung bleiben», sagt Terry.

*

«Warum hat Corina geweint?», fragt Susanna, als sie mit ihr den Abendtisch aufräumt. «Sie hat Angst um ihre Schwester. Der Vater ist häss-

lich zu ihr», sagt Terry. Susanna ist mit der Antwort zufrieden. Wenn sie weiterfragen würde, ginge Terry mehr ins Detail. Hier, wo so viel Verstecktes und Verdrängtes zusammenkommt, gibt es wenig Geheimnisse. Die Kinder wissen, wo sie herkommen und was bei ihnen schwieriger, gefährlicher und auch reicher gelaufen ist als bei andern. Es ist in den Tagebüchern festgehalten, und wenn ein Pflegekind die HPLG verlässt, kann es vier oder fünf dicke Bände mitnehmen, mit Bemerkungen, Geschichten, Fotos, amtlichen Formularen, Milchzähnen und Haarlocken.

«Die Kinder sollen eine Geschichte haben», sagt Paul. «Sie sollen ein richtiges Familienleben haben.» Zu einem solchen Familienleben gehören familieneigene Gerüche und Riten, Geburtstagsfeste, Sitzordnungen am Tisch, das Gutenachtgebet. Verlässlichkeit eben. Das geht bis hin zur Art, wie das Essen gewürzt ist. Auch hier haben die Kinder ein Recht auf Kontinuität, und wer für die Gemeinschaft kocht, hat sich genauestens an das hauseigene Rezeptbuch zu halten. Dort ist festgeschrieben, dass Äplermakronen mit Cervelats durchsetzt sind und dass auf den Boden der Fruchtwähe gemahlene Haselnüsse kommen. «Mein Maul ist nicht massgebend», sagt Diana, die Köchin. «Massgebend ist, dass das Essen gut ist und dass es immer gleich schmeckt – eben nach Zuhause. In andern Heimen», sagt sie, «essen die Heimleiter oft nicht mit den Betreuten, sondern in einem separaten Esszimmer und oft auch aus der privaten Küche.»

Diese Rückzugsmöglichkeit, dieser private Raum ist in der gängigen Lehre fast so etwas wie ein feststehendes Gesetz. Sozial Tätige, heisst es, müssen ein geschütztes Privatleben haben. Sie brennen sonst aus, sagt die





Erobern. Das Elternschlafzimmer ist nicht abgeschottete Rückzugsklausur, sondern Teil des familienöffentlichen Raums.

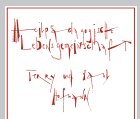
gängige Lehre, und dann nützen sie niemandem mehr. Sozial Tätige müssen Distanz haben, Rituale, mit denen sie diese Distanz aufrechterhalten, sagt die gängige Lehre. Eine Dusche nach der Arbeit. Eine Viertelstunde klassischer Musik. Ein Feierabendbier in der Beiz. Alles kann als Grenzmarke dienen zwischen dem Heimleben und dem Leben im Daheim. Paul und Terry Hofmann setzen keine solchen Grenzmarken. Sie haben keine Privatsphäre, oder besser: Die Sippe ist ihre Privatsphäre. Sie habe in den letzten zwanzig Jahren nicht manche Nacht durchgeschlafen, sagt Terry. Meistens sucht irgendeines der vielen Kinder bedrückt, in Panik oder krank im Elternzimmer Schutz, und wenn die Kinder durchschlafen, dann hat sicher eines den Wecker falsch eingestellt, oder der Hund macht Lärm, oder eine

Frau aus dem Haus Nummer 15 ruft um Hilfe.

Einmal wurde Terry von ihrer Freundin gefragt, warum sie so unpraktisch elegant angezogen sei. Sie selber, sagte die Freundin, würde das seidig schimmernde Tricot-Ensemble oder die hellgraue Lederhose eher für den Abend anziehen, wenn sie ausgehe oder Freunde einlade, für ihr ganz eigenes Leben also.

«Das hier ist mein Leben», gab Terry zur Antwort. «Ich habe kein anderes.»

© NZZ, 27./28. April 2002





Jahresbericht und Prospekt finden Sie immer aktuell unter www.hplg.ch

Alle wichtigen Angaben über die HPLG und unseren Alltag sind nur noch ein Mausclick entfernt. Das gewünschte Kapitel (Porträt HPLG, Jahresbericht, Weitere Informationen) anklicken und Sie können sich direkt informieren! Sie finden dort auch aktuelle Informationen über das Angebot, das Tarifblatt, Musterverträge und Anmeldeformulare.

Für alle, die über keinen internet-Anschluss verfügen: Melden Sie uns, was Sie interessiert - wir schicken Ihnen umgehend eine gedruckte Version.

Kontaktadressen

Heilpädagogische Lebensgemeinschaft, Wernerstrasse 15, 3006 Bern,
Telefon 031 352 69 85, e-mail hofmann@hplg.ch, Internet: www.hplg.ch
oder Verein «Heilpädagogische Lebensgemeinschaft Hofmann», Andreas
Schindler, Präsident, Adresse/Telefon/Fax siehe oben

Spenden/Patenschaften; Konto Nr. 10-722.529-91-1 Credit Suisse, 3011 Bern,
PC 30-31-4

Hanspeter Bundi: bundihp@bluewin.ch

